Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 12 (1936)
Heft: 27

Artikel: Stadt im Urwald
Autor: Leitner, M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-756987

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Stadt im Urwald

Von M. Leitner

Gibt es eine Möglichkeit, Siedlungen in ganz großem Maßstabe zu errichten? Den Hungernden Land zu geben, den Erwerbslosen Arbeit? Auf unserem Schiff, das von Venezuela nach den Guayanas fuhr, wurde diese Frage diskutiert.

Van Beuren, ein holländischer Ingenieur, der als Sachverständiger auf den neu erschlossenen Bauxitfeldern Holländisch-Guayanas, das auch Surinam genannt wird, arbeitete, sprach von den Guayanas, diesen größten Urwäldern der Welt, die sich im nördlichen Teil Südamerikas, zwischen den Flüssen Orinoco und Amazonas, ausbreiten.

«Ja, in den Guayanas könnte man alle Arbeitslosen der Welt unterbringen, ihnen allen Arbeit geben. Wir müßten nur großzügige Geldmänner finden, um alle verborgenen Schätze zu heben, um die Wälder urbar zu machen.»

«Die Guayanas, das sind die Hölle», widersprach ihm M. Lerroux, ein französischer Beamter, der von seiner Pariser Urlaubsfahrt wieder nach Cayenne zurückkehrte. «Sie können da versuchen, was Sie wollen, die Guayanas bleiben, was sie sind, Urwälder, die den Menschen trotzen, und jeden, der sie bezwingen will, morden.»

Wer hatte recht?

«Kommen Sie nach Moengo, dieser neuerbauten Stadt mitten in den Urwäldern Surinams», wandte sich Van Beuren an mich, «und Sie werden sehen, was menschlicher Wille, was Ausdauer zu vollbringen vermögen.»

Auch in Paramaribo, der Hauptstadt Surinams, hörte ich von diesem neuzeitlichen Wunder, der Stadt im Urwald. Ich beschloß hinzufahren. Aber die Fahrt dorthin war gar nicht so einfach, wie ich erst meinte. Mein Paß allein genügte nicht. Ich mußte mich noch um einen besonderen Passierschein bei der amerikanischen Gesellschaft, der die Stadt im Urwald gehört, bemühen. Nur mit dieser Erlaubnis bewaffnet, konnte ich mir eine Fahrkarte für das Urwaldschiff lösen, das alle vierzehn Tage nach Moengo fährt. Wenn man sich etwa der Illusion hingibt, im Urwald gäbe es mehr Freiheit und Ungebundenheit als in unserer zivilisierten Welt, wird man schnell eines Besseren belehrt.

Bei der Direktion erklärte man mir den Grund der strengen Maßnahmen.

«Wir sind gezwungen, eine Zuzugsperre nach Moengo einzuführen. Wir können augenblicklich keine neuen Arbeiter einstellen. Auch wollen wir verhüten, daß Krankheiten eingeschleppt werden. Es ist uns nur mit großen Opfern gelungen, die Malaria auszurotten. Und dann wollen wir auch keine politisch gefährlichen Leute in unserer Stadt.»

Auch im Urwald gibt es eine Fremdenpolizei!

Das Urwaldschiff beherbergte Passagiere aller Völker und Rassen. In der Mehrzahl waren die Javaner, die nach den Zuckerplantagen der Umgegend fuhren. Diese zarten, fast zerbrechlich wirkenden Menschen wurden aus Java als Kontraktarbeiter importiert. Sie verrichten, auch die Frauen, die schwersten Arbeiten.

Buschneger und Indianer fahren in ihre Dörfer zurück. Sie waren als Balataarbeiter bei einer holländischen Gesellschaft beschäftigt. Sie hatten Balata abgeliefert, und fahren jetzt mit ihrem Verdienst, wenigen Dollars, nach Hause. Balata ist eine Art Gummi. Die milchartige Flüssigkeit wird aus den Bäumen gezapft, die nur im tiefsten Urwald zu finden sind. Balata ist bedeutend stärker, widerstandsfähiger und auch entsprechend teurer als Gummi. Es wird für Kabelisolierungen, Linoleum, Golfbälle gebraucht. Nirgends in der Welt gibt es Balataplantagen. Vierzig Jahre alt muß ein Baum werden, bis er Milch hergibt, bis er nützlich wird. Für welchen Kapitalisten lohnt es, diese Bäume anpflanzen zu lassen? Aber auch wenn Balata nur wild wächst, ist er kein gewöhnlicher Baum, auf den etwa jeder Anspruch erheben kann.

Die holländische Gesellschaft, die die Balata-Konzessionen besitzt, verfügt über eine sorgsamst ausgeführte Karte. Jeder Baum, auf den sie Anspruch erhebt, ist da eingezeichnet. Es gibt keine Wege in dem Konzessionsgebiet, nur undurchdringliche Wildnis. Aber Flugzeuge helfen den Baum-Sachverständigen. Ihren Augen entgeht kein Balatabaum, der der Gesellschaft Nutzen bringen kann.

Die abgezapfte Milch der Bäume wird von den Buschnegern und Indianern zum Trocknen gelegt. Ist die Milch hart geworden, werden die Balatastücke durch Urwaldgestrüpp zum Boot getragen.

«Schwer, schau», sagt ein Buschneger und lüpft von seiner Schulter das Tuch. Die Last hatte auf der Haut vernarbte Streifen, wie ein Mal, hinterlassen.

Er steigt bald mit seinen Kameraden aus. Zwischen den «creeks», den glasgrünen, von Schlinggewächsen überdachten Lagunen, tauchten die Dörfer der Buschneger auf. Es ist Badezeit. Laut schreiend umschwirren die Dorfbewohner unser Schiff. Die nackten Körper der Männer, der Frauen, der Kinder sind meist mit Tätowierungen geziert. Das ist eine besondere Kunst der Waldmenschen, auf der Haut, durch Pflanzenpräparate, perlenförmige Anschwellungen hervorzurufen.

Die Vorfahren dieser Buschneger haben nach schweren Kämpfen ihre Freiheit erobert. Die Sklaven, die von den holländischen Pflanzern aus Afrika importiert wurden, standen gegen ihre Herren auf. Sie flüchteten in den Urwald. Ueber hundert Jahre lang währte der Kampf zwischen den Aufständischen und den Kolonialtruppen. Die Neger blieben siegreich. Sie hatten sich das Recht erobert, als Freie im Urwald zu leben.

Die Dörfer der Buschneger haben gar keine Aehnlichkeit mit jenem Gewirr von Blechhütten, in denen so oft die Eingeborenen in den Kolonien zu leben gezwungen sind. Sie sind mit Bedacht gebaut, auf die Gemeinschaft wurde jede Rücksicht genommen. Sie haben Versammlungsplätze und gemeinsame Kochhäuser. Jeder Gebrauchgegenstand ist mit Liebe, mit Sorgfalt, mit Kunst hergestellt. Die wundersamen geschnitzten Türen, die Kochlöffel, die Kämme, die Trinkgefäße und die Tomtoms, die Trommeln, die noch heute als drahtlose Telegraphie des Urwaldes benutzt werden, oder die den Tanzenden Musikbegleitung geben.

Schon längst ist die Nacht über uns hereingebrochen. Mit ihr erwachen die Tiere des Urwalds. Die Luft ist erfüllt von Summen und Gekreisch, von Brüllen und Geheul. Es ist ein bißchen, als wäre man in einem Zoo, in der Nähe der Raubtierkäfige. Man sagt sich das selbst, sozusagen zur Beruhigung. Denn in Wirklichkeit ist es ganz anders, unheimlich und aufwühlend, wie die Begegnung mit der noch ungezähmten Natur.

Auf dem Schiff bleibt es dunkel. Helligkeit würde nur die Moskitoschwärme herbeilocken. Da taucht plötzlich aus der undurchdringlichen Nacht des Urwaldes eine hell erleuchtete Stadt auf; Fabrikessen sprühen Feuer, die weißen Bänder der Zementstraßen laufen pfeilgerade zwischen den Häusern und Anlagen. Maschinengedröhn und Autohupen verjagen das urwäldische Geraune.

Am Ufer stehen Arbeiter, die auf das Schiff warten. Arbeiter aller Rassen, aller Erdteile, aber schon sind sie umgeformt worden. Die Beschäftigung mit den Maschinen hat ihren Gesichtern die gleiche Abgespanntheit verliehen. Sie tragen alle die gleichen Overalls. Man erkennt kaum, ob einer ein Inder, ein Chinese, ein Javaner ist.

Van Beuren holt mich von der Dampferstation ab. Sein Freund Bradley, ein amerikanischer Ingenieur, begleitet ihn. Beide gehören zu der «alten Garde», zu den Begründern der Stadt.

Im Auto werde ich zu der «Casa rossa» gefahren, dem «Roten Haus», wo ich als Gast der Direktion aufgenommen werde.

Mit ungeheurem Stolz zeigen mir die beiden Freunde die Straßen, die Arbeiterviertel, die mit elektrischem Licht ausgestattet sind. Bradley weist mit der Gebärde eines Eroberers auf die gleichmäßigen, niedrigen Häuserreihen. «Hier wohnen die Inder, dort, in den Häusern mit den flachen Dächern, die Javaner; wir haben Straßen für die einstigen Buschneger und die Indianer. Beim Bau ihrer Quartiere nahmen wir auf die Sitten und auf die Gewohnheiten aller Völker und Rassen Rücksicht, aber wir haben auch die Hygiene nicht vergessen; es gibt kein Haus ohne Wasserleitung. Und dort, sehen Sie, ist unsere Sportarena. Sie müßten sie bei einer großen Veranstaltung besuchen, wenn Indianer und Buschneger aus allen Teilen des Waldes zu uns kommen.»

Wir fahren an taghell erleuchteten Tennisplätzen vorbei. Weißgekleidete Leute werfen sich Bälle zu.

«Unsere weißen Angestellten treiben hauptsächlich nur in der Nacht Sport. Dann ist es kühler, und die Sonne kann uns nicht mehr quälen.» Jetzt gibt mir Van Beuren die Erklärungen. «Da drüben ist unser Krankenhaus. Es ist so neuzeitlich eingerichtet, daß jede Großstadt stolz darauf sein könnte. Ihnen erscheint das alles vielleicht gar nicht merkwürdig. Aber Sie müssen bedenken, daß hier noch vor wenigen Jahren Sümpfe waren, nichts wie Sümpfe und undurchdringliches Urwaldgestrüpp. Jeder Fußbreit Boden, den wir dem Urwald entrissen haben, hat uns ungeheure Opfer gekostet. Die Malaria, das war das Schlimmste. Kaum einer von uns, der nicht vom Wechselfieber gequält wurde... Wir haben Chinin gefressen, bis uns die Ohren sausten, aber das Fieber wich nicht von uns. So mancher kam elend um. Arbeiter aus allen Ländern der Erde haben ihr Leben gelassen für dieses Stück Boden. Jetzt trocknen wir die Sümpfe aus. Mit den sonst unbrauchbaren Resten des Bauxitgesteins verschütten wir den Morast. Ueberall wo wir ihn austrocknen konnten, wird die Luft gesund, wir entziehen den Miasmen den Nährboden.»

Doch wir sind angekommen. Das «Rote Haus» liegt inmitten eines wunderbar gepflegten Gartens. Sind wir wirklich im Urwald?

Die Wände des Hauses sind mit Ebenholz, Mahagoni, Zedern bekleidet, Perserteppiche bedecken den Boden, die Möbel sind aus Urwaldhölzern nach Entwürfen amerikanischer Dekorationskünstler hergestellt. Aus dem Radio tönt uns Musik aus Neuyork entgegen. Man könnte fast die Illusion haben, in einem Haus an der Park Avenue zu sein.

Ich bekomme ein Appartement zugewiesen, das staunenswert ist hier im Urwald. Ich verfüge sogar über einen «gym», einen Raum für Gymnastik, in dem Turn- und Sportgeräte reichlich vorhanden sind. Nur das Schlafzimmer erinnert daran, daß ich mich im tropischen Urwald befinde. Das Bett steht inmitten feinsten Drahtgeflechtes, das etwas einer Mausefalle ähnelt. Diese fast unsichtbar dünnen Drahtnetze sind an allen Fenstern zu finden. Es gibt zwar in Moengo keine Moskitos mehr, so wird versichert, doch man schützt sich dennoch gegen sie auf das sorgfältigste.

Es gibt keine Malaria mehr, aber das alte Fieber kehrt bei den meisten mahnend immer wieder.

«Sind Ihnen in der Nacht keine bösen Geister erschienen?» frug mich Van Beuren am nächsten Morgen, als er mich abholte, um mir die Bauxitlager zu zeigen. «An derselben Stelle, an der sich das «Rote Haus» befindet, stand ein alter Makatonkibaum, den die Buschneger als Heiligtum verehren. Ein Medizinmann prophezeite uns, daß uns der Geist des Baumes noch rächen würde.»

«Wohnten hier früher Buschneger?»

«Ja, am Flußufer hatten sie ein Dorf. Manche von diesen Buschnegern wohnen auch heute noch hier. Sie sind unsere Arbeiter geworden. Andere wollten nichts mit uns zu tun haben. Sie sind weiter in den Wald gewandert. Doch viele Buschneger und Indianer kamen auf ihren Correals zu uns, als sie von unserem Plan hörten, und baten um Arbeit. Wir verhandelten mit ihren Gouverneuren. Nackt sehen ja diese Buschneger wunderbar aus, aber als Gouverneure wirken sie wie traurige, als Menschen verkleidete Affen. Die Regierung hatte ihnen irgendwelche altertümliche ausgediente Uniformen geschenkt.»

«Aber hatten sie nicht das Recht auf den Wald?»

«Ihre Rechte standen schon längst nur noch auf dem Papier. Sie durften im Wald wohnen, aber ihn nicht ausbeuten. Die Konzessionen besaßen große ausländische Gesellschaften, und die Buschneger arbeiteten für sie in Lohn.»

Wir fahren zu den Bauxitlagern. Sie gehören zu den größten der Welt.

«Wir könnten die Welt für hundert Jahre mit Aluminium versorgen. Wir hatten deshalb nicht geringe Kämpfe mit der Konkurrenz auszufechten. Sie wollten unsere Pläne hintertreiben. Der Restriktionsplan, der die Drosselung der Aluminiumerzeugung zum Ziel hatte, sollte unsere Arbeit hier im Urwald zum Scheitern bringen. Dann aber wurden neue, vielfältige Verwendungsmöglichkeiten des Aluminiums erfunden. Heute baut man nicht nur Flugzeuge, sondern auch wichtige Teile der Kriegsschiffe, der Kanonen, aus Aluminium.»

Wir gehen durch die Anlagen. Diese Feldbahnen, diese Maschinenhallen, die Diesel-Motoren, die Geröllwäschereien, die elektrische Zentrale, die laufenden Bänder, die Trockenapparate, die Bagger, die Elevatoren stellen auf dem Gebiet der Technik das Neueste dar. Die Hafenanlagen am Nickerie sind großartig ausgebaut. Die Schiffe aus New Orleans, aus Newyork können direkt im Urwald landen. Aber die Pläne waren noch viel umfassender.

«Unser Wunsch wäre, nicht nur den Rohstoff, das Bauxit an die Aluminiumfabriken zu liefern, sondern hier selbst Fabriken zu errichten. Wie viel Neues könnte man schaffen! Aber wir müssen abbauen. Die Produktion einschränken.»

Wir stehen vor einer riesigen Maschine, die mit gewaltiger Kraft das Bauxit-Gestein zermalmt. Sie verrichten mit Leichtigkeit die Arbeit von Hunderten von Menschen. Ein einziger junger Neger bedient sie.

«Das ist Ato. Einer der Buschneger, die auch früher hier gewohnt haben», stellt ihn mir Van Beuren vor.

Und als wir weitergehen:

«Sie können sich nicht vorstellen, wie schnell diese jungen Wilden lernen. In der ersten Zeit hatte Ato eine ungeheure Scheu vor den Maschinen. Bevor er eine auch nur anrührte, verrichtete er Andachten, als müßte er die bösen Geister der Maschine besänftigen. Jetzt gehört er zu unseren geschicktesten Maschinisten. Und als wir vor einiger Zeit eine Streikhetze unter den Arbeitern hatten, gehörte er zu den Anführern. Nur weil er so anstellig ist, wurde er nicht entlassen.»

Die dunklen Augen Atos verfolgen uns.

«Dort sind die neuen Plantagen.» Van Beuren zeigt in die Ferne.

Ein Streifen am Rande des Urwalds zeigt die ganze Fruchtbarkeit, den Segen der Erde. Da wachsen Bananen, Brotfruchtbäume, Kaffee, Zuckerrohr.

Ja, was könnte man hier nicht alles schaffen!